GERMANISCH-ROMANISCHE MONATSSCHRIFT

IN VERBINDUNG MIT

Dr. F. HOLTHAUSEN,
o. ö. Professor der englischen Philologie
an der Universität Kiel

Dr. V. MICHELS,
o. ö. Professor der deutschen Philologie
an der Universität Jena

Dr. W. MEYER-LÜBKE,
o. ö. Professor der romanischen Philologie
an der Universität Bonn

Dr. W. STREITBERG †,
o. ö. Professor der indogerm. Sprachwissenschaft
an der Universität Leipzig

HERAUSGEGEBEN VON

DR. H. SCHRÖDER UND PROF. DR. F. R. SCHRÖDER

XIII. JAHRGANG

1925

HEIDELBERG 1925
CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

G.A. Bürger-Archiv

17.

Bürgers Lyrik im Lichte der Schillerschen Kritik.

Von Lehramts-Assessor Dr. **Otto Biehler**, **Heidelberg.**

Es hat einen eigenen Reiz, das Verhältnis zweier Dichter, die in derselben Zeitepoche lebten und fast gleichzeitig zu Ruhm und Ansehen emporstiegen, zu einander zu betrachten und daraus zu erkennen, wie sich darin ihre Eigenart, ihre Welt und Lebensansicht und insbesondere ihre Auffassung vom Wesen der Dichtkunst wiederspiegelt. Entwickelt sich aus den wechselseitigen Beziehungen ein für beide Teile förderliches und ersprießliches Freundschaftsverhältnis, dessen klassisches Beispiel wir in Goethe und Schiller vor uns haben, so kann sich für uns die Möglichkeit ergeben, einen Blick zu tun in das geheimnisvolle Wirken und Wachsen schöpferischer Geister, zweier Dichterpersönlichkeiten, deren gegensätzliches Wesen gerade durch den Gedankenaustausch zu äußerst fruchtbaren gegenseitigen Anregungen Veranlassung geben kann. So groß die Verschiedenheit ihres Wesens und ihrer Naturanlage sein mag, so sehr sie in ihren Anschauungen und Auffassungen, die oft unvereinbare Gegensätze in sich zu schließen scheinen, auseinander gehen, so kann doch eben durch das Hinüber- und Herüberströmen von Gedanken der Boden für ein fruchtbares Wachstum geschaffen werden.

Voraussetzung ist dabei allerdings, daß ihre sich anziehenden Polkräfte die abstoßenden übertreffen, daß eine letzte harmonische Vereinigung möglich ist. Daß ein solches Verhältnis, wenn die gleichstrebenden Kräfte nicht stark genug sind, die Widerstände zu überwinden, leicht Schwankungen und Trübungen, wenn nicht gar der Auflösung unterworfen sein kann, das sehen wir bei Goethe und Lenz auf der einen und bei Goethe und Bürger auf der andern Seite. Goethe war es, der zuerst und zu einer Zeit, wo sein Stern im Aufsteigen war (1774), „die papierne Scheidewand" zwischen sich und Bürger eingeschlagen und den brieflichen Verkehr bis zu ihrer persönlichen Bekanntschaft i. J. 1789 aufrecht erhalten hat. Freilich, in die Tiefe zu dringen blieb diesem Verhältnis versagt, obwohl es einen schönen Anlauf dazu nahm. In den letzten Apriltagen des Jahres 1789, da Bürger mit Goethe bekannt wurde, traten sich in Jena auch Friedrich Schiller und Gottfried August Bürger näher. „Das Feuer der Begeisterung," schrieb damals Schiller über seinen Gast, „scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen." Und an einer anderen Stelle: „Der Charakter der Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier wie dort verliert er sich zuweilen in das Platte."

G.A. Bürger-Archiv

Goethes Brief vom 12. Februar 1774 an Bürger enthielt die Worte: „Unsere Stimmen sind sich oft begegnet und unsere Herzen auch. Ist das Leben nicht kurz und öde genug? Sollen die sich nicht anfassen, deren Weg miteinander geht[1]?" Das konnten Schiller und Bürger nicht von sich sagen. Jener Besuch war der erste und letzte, bei dem sich beide Dichter trafen, obwohl sie sich mit einer Übersetzung aus Vergils Aenëis über einen literarischen Wettkampf einigten, bevor sie auseinander gingen. Ihre Lebensbahn hat sich nur dieses einzige Mal geschnitten und sich dann wie zwei Fixsterne in der Unendlichkeit verlaufen.

Daß es aber doch noch zu einem Zusammenstoß und zwar in einer für Bürger verhängnisvollen Art kommen sollte, daran war eine Rezension schuld, die uns erkennen läßt, wie sehr ihre Auffassung von den Eigenschaften eines Dichters und von dem Wesen der Dichtkunst auseinander ging. Die Rezension, die Schiller Mitte Januar 1791 in Nummer 13 und 14 der Jenaer „Allgemeinen Literatur-Zeitung" anonym über die Bürgerschen Gedichte (Ausgabe 1789) erscheinen ließ, ist nicht nur die bedeutsamste Kritik, die je über Bürgers Lyrik gefällt worden ist, sie war auch für den Verfasser der „Leonore" ein fast tödlich wirkender Stoß in das Herz des alternden Dichters. Da sie weiterhin ein wertvoller Beitrag ist zum Verständnis der Dichterpersönlichkeit und der Dichtkunst überhaupt und — über den Einzelfall und das Persönliche hinausgehend — Fragen und Probleme von überzeitlicher Bedeutung aufwirft und behandelt, so kann ein näheres Eingehen auf diese neben der Abhandlung über Matthisons Gedichte immerhin bedeutsame Rezension Schillers wichtige Aufschlüsse ergeben. Dieser Versuch soll hier kurz unternommen werden, selbst wenn sich schon von vornherein die Erkenntnis aufdrängt, daß eine restlose, erschöpfende Behandlung der aufgeworfenen Fragen im allgemeinen und der kritischen Bemerkungen Schillers im besonderen sich im Rahmen einer kurzen Darlegung nicht geben läßt.

Auch wenn wir mit Heinrich Pröhle eine Herausforderung der Schillerschen Muse durch Anspielungen und Selbstüberhebung von Bürgers Seite annehmen[2], so liegen doch die Gegensätze, die zu der scharfen Auseinandersetzung führten, viel tiefer. Diese zeigen sich, vielleicht unbewußt, schon in ihrer Jugend und in ihrer Erziehung. Obwohl beide in der gleichen, gewöhnlich mit dem Schlagwort „Sturm und Drang" bezeichneten Epoche der deutschen Literatur heranwuchsen und ihr dichterisches Talent zur Entfaltung brachten, so ist ihre Kunst- und Lebensanschauung, wie B. Hoenig in seinem Aufsatz über Bürgers Nachtfeier der Venus und Schillers Triumph der Liebe ge-

[1] Briefe von und an Bürger, hrsg. von A. Strodtmann, Bd. I, S. 194. (Künftig zitiert mit Briefe.)

[2] Vgl. H. Pröhle, Schiller und Bürger in „Grenzboten", Jg. 1884, IV. Quartal, S. 15, 17.

G.A. Bürger-Archiv

zeigt hat[1], doch grundverschieden. Zu dem, was Schiller von dem echten Dichter fordert — „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität" — hat sich Bürger nie hinaufarbeiten können. Eine Individualität, eine ganze Dichterpersönlichkeit im ästhetischen und sittlichen Sinne Schillers ist der Amtmann und spätere Göttinger Professor Bürger nie geworden.

Viel mehr als der blonde Eleve der Karlsschule wurzelt Bürger als echter Sohn seiner ländlich niedersächsischen Heimat im Volk und in der Natur. Für Schiller war die Karlsschule ein strenger sittlicher und ästhetischer Zuchtmeister. An den klassischen Vorbildern der Griechen, Lateiner und Franzosen hat sich sein Geschmack veredelt und geläutert, während Bürger, einen geordneten Schulunterricht entbehrend, als Knabe es liebte, geheime Zwiesprache mit den dunkeln, gespensterhaften Gestalten verwitterter Burgtrümmer zu halten, gruseligen, balladenhaften Geschichten oder schwärmerischen Kirchenliedern, die starken Eindruck auf ihn machten, zu lauschen. Am Kirchen- und Volkslied, aber auch am Bänkelsängerlied hat sich sein dichterisches Talent gebildet. Weder Elternhaus noch Schule haben Bürger zu einem durchaus gereiften, sittlich gefestigten Menschen zu erziehen vermocht. Schon seine Jugendlyrik ist stark von sinnlich-erotischen Elementen (z. B. „Stutzertändelei") durchsetzt. In den Jahren, da Schiller auf der Militärakademie zu Ludwigsburg mit hohem, sittlichen Pathos seine Reden über Tugend hält, schwelgt Bürger in den Genüssen eines ungezügelten Universitätslebens, gerät er in Halle in die verhängnisvollen Wirbel des berüchtigten Geheimrats Klotz und in Göttingen in die lockeren Kreise von Klotz' Schwiegermutter, der Witwe Sachse und ihrer Töchter.

Mochte Schiller von Bürgers ausschweifenden Leben und Treiben wenig unterrichtet, in die Ab- und Irrwege von dessen Doppelehe mit Dorette und Auguste Leonhart — letztere ist die Molly seiner Lieder — nicht eingeweiht sein, so konnte ihm doch nicht entgehen, daß die Bürgersche Muse zuweilen in recht leichtfertigem, kurzgeschürztem Gewande vor die Öffentlichkeit trat. Zwar sind die einleitenden Sätze der Schillerschen Rezension ganz allgemein gehalten, doch konnte es nicht zweifelhaft sein, daß die darin ausgesprochene Forderung, „das erste und wichtigste Geschäft des Dichters, seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern", ihm galt. Noch vorwurfsvoller klang Schillers Verdikt: Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurteile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen.

[1] Siehe: B. Hoenig in N. Jahrb. f. Phil. u. Päd., 2. Abt., Bd. 150 (1894), S. 228, 321 ff.

G.A. Bürger-Archiv

Man mag es verurteilen, wie manche Literarhistoriker tun, daß Schiller das Moralische zum Maßstab dichterischer Wertung erhebt und damit die sachliche Erörterung zu sehr auf das persönliche Gebiet hinüberspielt. Gleichwohl bleibt es wahr: „Der höchste Wert eines Gedichtes kann kein andrer sein, als daß er der reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten, vollendeten Geistes ist.“ Und weiter: „Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt.“ Klar und scharf wie die Lessingsche Formulierung eines mit Notwendigkeit sich ergebenden Schlußgedankens ist aus dem Vorhergehenden die Folgerung abgeleitet: Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Die von Schiller selbst kaum ganz in seinen höchsten dichterischen Leistungen erfüllte Forderung, daß die Dichtkunst die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit geläutert und veredelt in ihrem Spiegel sammeln soll, scheint mehr an dem transzendentalen Schillerschen Idealismus als an der Wirklichkeit, als an der Geschichte der Dichtkunst orientiert zu sein. In seinen späteren philosophischen Schriften hat Schiller die Theorie der Idealisierung, wie sie hier zum Ausdruck kommt, deren Anwendung, wie Otto Harnack meint[1], tatsächlich die lyrische Dichtung ersticken müßte, nicht mehr verfochten. Harnack findet in den Ansichten Schillers eine ganze Reihe Einseitigkeiten und Schiefheiten. Die Person werde nicht nach ihrem Sein, sondern nur nach ihrem Wollen und Streben beurteilt, das Streben nach sittlicher mit dem nach ästhetischer Vollendung vermengt. Anders Otto Pietsch, der mit der Forderung nach Individualität Schiller auf dem richtigen Wege zur Klärung seiner ästhetischen Grundanschauungen findet und es als einen großen Gewinn begrüßt, daß Schiller die Aufgabe der Kunst, „Das Gedicht soll der reine, vollendete Abdruck eines interessanten, vollendeten Geistes sein“, hier in die Darstellung einer Gemütslage, eines Ethos setzt[2]. Interessant wäre immerhin zu wissen, welche Stellung Schiller einem Dichter wie Lord Byron gegenüber in dieser Frage eingenommen hätte, dessen dichterisches Talent Goethe anerkannt und mit hohem Lob ausgezeichnet hat, oder wie er sich zu Heines Lyrik und Persönlichkeit gestellt hätte. Goethe selber hat zu Eckermann einmal (1827) bemerkt: Ich hätte gerne gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da

[1] O. Harnack, Zur Rezension von Bürgers Gedichten in: Euphorion, Jg. VI, S. 539f.

[2] O. Pietsch, Schiller als Kritiker, Königsberg 1898, S. 54.

G.A. Bürger-Archiv

hätte es mich wundern sollen, was er zu so einem verwandten Geiste gesagt haben würde.

Legt man die von Schiller bei der Beurteilung der Bürgerschen Gedichte aufgestellten Maßstäbe an die Dichterpersönlichkeit Bürgers, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß diese versagt. Mit der „zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufgeläuterten Individualität" verträgt sich schlecht ein in lyrischen Ergüssen wie in Briefen zuweilen bis zur Überhebung gesteigertes Selbstgefühl Bürgers, das Schiller gereizt haben mag, das indessen eine gewisse Entschuldigung darin finden kann, daß Klopstock und der Bürger nahestehende Göttinger Dichterkreis, der Hain, dieses übertriebene Selbstgefühl gepflegt hat. Bürgers „Danklied" an den Allgütigen für die ihm verliehenen Gaben und Vorzüge wird fast zu einem Hochgesang auf seine eigenen dichterischen Leistungen, der beinahe an Prahlerei streift:

Von Tausenden gab deine Gunst
Des Liedes und der Harfe Kunst
In meine Kehle, meine Hand:
Und nicht zur Schande für mein Land!

Als er seine „Leonore" vollendet, schreibt er am 12. August 1773 an seinen Freund H. Ch. Boie: „Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ichs gemacht habe" und „Alle Zungen auf Erden und unter der Erde sollen bekennen, daß ich sei ein Balladen-Adler und kein anderer neben mir"[1]. In dem „Hohen Lied von der Einzigen", das er nie müde wird zu rühmen und auf das er die Kritiker seiner zweiten Gedichtausgabe von 1789 noch besonders hinweisen zu müssen glaubt, bekennt Bürger von sich:

Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft!

Hält man Schillers Urteil dagegen, das in dem größten Teil der Bürgerschen Gedichte „den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist" vermißt, das von den am reichsten ausgestatteten Gedichten „beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährte", so fällt ohne weiteres auf der einen Seite das große Selbstlob, auf der andern Seite das vernichtende Urteil des strengen Kritikers in die Augen.

Mag auch Bürger nie in seinem Leben dem Ehrgeiz gehuldigt haben, eine Individualität im Sinne Schillers zu sein, so war aber doch sein Sinnen und Streben seit der Zeit, da er sich vom Wesen der Dichtkunst einen klaren Begriff machen konnte, darauf gerichtet, ein Volksdichter zu werden. Wie er schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Gedichte von 1778 kurz bemerkt, glaubt er sein Ziel erreicht zu

[1] Briefe, Bd. I, S. 131f.

G.A. Bürger-Archiv

haben, wenn seine „Lieblingskinder den Mehrsten aus allen Klassen anschaulich und behaglich" sind. Schon hier ist sein Bekenntnis zu lesen: „Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig sein. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit[1]." Ja, er bezeichnet die Volksmäßigkeit geradezu als die Achse, um die sich seine ganze Poetik dreht, und Volkspoesie erkennt er allein als die einzig wahre an.

Bürgers volkstümliche Bestrebungen stellen keineswegs etwas ganz Neues in der deutschen Literatur jener Zeit dar. Von Gleim, Miller, Hölty, Voß u. a. wissen wir, daß sie neben der Pflege des Kunstliedes auch Lieder für das Volk, für den Bauern und Arbeitsmann dichteten, ja daß die beiden letzten die Absicht hatten, die schönsten Gegenden Deutschlands und Italiens zu durchwandern, um das Leben und die Geschäfte der Landbewohner veredelt und in Liedern darzustellen[2]. Was man unter Volkslied verstand, das waren damals noch ungeklärte, teilweise recht äußerliche Vorstellungen. Ballade, Romanze, sogar das Bänkelsängerlied wurde zur Volksdichtung gerechnet, und Bürger selber setzte die episch-lyrische Dichtung den zwei genannten Dichtungsarten gleich und huldigte dem Ton des Bänkelsängerliedes mit der „Stutzertändelei", „Herr Bachus" u. a. Fast könnte man glauben, daß die Ballade in der Zeit, als Bürgers „Leonore" entstand, in Verruf gekommen sei, wenn Hölty an J. H. Voß i. J. 1774 schreibt: „Ich soll mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige, es werden aber sehr wenige sein. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin oder wie ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor[3]."

Von Jugend auf mit dem Volkslied vertraut, wird Bürgers Liebe zur Volksdichtung durch Bischof Percys „Reliques of ancient English poetry" und durch Herders Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker (in den „Blättern von deutscher Art und Kunst", 1773) gestärkt und gekräftigt. Herder behandelte in diesen Briefen die von den Gebildeten bisher verkannte Volkslieddichtung der vergangenen zwei Jahrhunderte und setzte sie wieder in das rechte Licht. Er legte nicht nur das Wesen des Volksliedes mit seinen hervorstechenden Eigenschaften klar, er zeigte auch seine Entartung im Bänkelgesang. Bürger steht auf Herders Schultern. Der Sinn für Volkspoesie, der bisher dunkel in ihm geschlummert hatte, wurde nach seinem eigenen Bekenntnis durch Herder zu lichter, freudiger Klarheit geweckt. Am 18. Juni 1773 schreibt er an Boie: „O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes

[1] Vorrede der Ausgabe vom Jahre 1778. Das gesperrte dort S. VI fettgedruckt.

[2] Vgl. A. E. Bergers Einleitung zu Bürgers Gedichten in Meyers Klass.-Ausgaben, S. 27.

[3] Vgl. dazu: P. Holzhausen, Die Ballade und Romanze . . . bis zu ihrer Ausbildung durch Bürger in: Zs. f. d. Philol., Bd. 15 (1883), S. 129ff.

G.A. Bürger-Archiv

und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkle schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Leonore soll Herders Lehre einigermaßen entsprechen[1]."

Bürgers Auffassung vom Volkstümlichen, vom Volkslied und vom Volksdichter, der er doch sein und bis an sein Ende bleiben wollte, ist allerdings nicht einwandfrei. Schon in der eben angeführten Briefstelle fällt auf, daß Bürger Volk und Natur als identische Begriffe auffaßt. Seine theoretischen Ansichten darüber, die er in der schon erwähnten Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte (1789), die Schiller zur Beurteilung vorlag und die er dreizehn Jahre vorher unter dem Titel „Ein Herzensausguß über Volkspoesie" in dem Fragment „Aus Daniel Wunderlichs Buche"[2] ausgesprochen hat, sind schwankend und entbehren einer folgerichtigen Klarheit. Bürger beklagt in letzterem besonders den Mangel deutschen Volksbewußtseins. Unsere Nation sollte ihre Ideale in der wahren Volkspoesie, nicht in den Vorbildern der griechischen, römischen oder anderen fremdsprachigen Dichtungen suchen. Er wünscht nach Percys Art eine Sammlung von Volksliedern, von denen unter den Bauern, Hirten, Jägern und Bergleuten eine erstaunliche Menge in Umlauf sei. Er dachte selbst daran, eine solche Sammlung zu veranstalten. Unter der Dorflinde, auf der Bleiche, in den Spinnstuben lauscht er in der Abenddämmerung dem Volksgesang. „Ich kann dir nicht sagen," schreibt er Ende Mai 1776 aus Wöllmershausen seinem Freund Boie, „welche Wonne mein Herz bei dem Schalle dieser alten Lieder durchschauert. Und solcher Überreste alter Dichtkunst sind noch genug vorhanden[3]."

Stärker als bei dem Begriff der Individualität tritt, theoretisch wie praktisch, die verschiedene Auffassung der beiden Dichter hier zutage, wo es sich darum handelt, das Wesen echter Volksdichtung, echter Popularität zu erweisen. Mit Schiller hielt zwar Bürger die Poesie für eine hohe, edle, göttliche Kunst, die das erhabene Amt bekleide, Lehrerin der Menschheit zu sein, aber ihr alleiniger Zweck könne nimmermehr in der Wiedergabe des Schönen liegen[4]. „Du kannst die Greuel einer Schlacht, eines Lazaretts darstellen, sagt er einmal, daß deine Darstellung immer und ewig für Poesie gelten muß. Aber gefallen? Das hängt von den äußern und innern Sinnesnerven ab, die kein Theorist anders stimmen kann, als die Natur sie gestimmt hat."

Die Natur geht Bürger über alles, und er scheut sich nicht, bisweilen einem grellen Naturalismus zu huldigen, so wenn er z. B. verlangt, daß man das wilde Heer in seinem Lied (Leonore) ebenso reiten, jagen, rufen, die Hunde ebenso bellen, die Hörner ebenso tönen, die Peitschen ebenso knallen hören und bei all dem Tumult ebenso angegriffen werden müsse, als wenn es die Sache selbst wäre. „Das Nach-

[1] Briefe. Bd. I, S. 122. [2] Zuerst erschienen in Boies „Deutschem Museum", 1776. [3] Briefe. Bd. I, S. 311. [4] Ebenda. Bd. I, S. 75.

G.A. Bürger-Archiv

bild der Kunst muß, wenn alles ist, wie es sein soll und kann, die nämlichen Eindrücke machen wie das Vorbild der Natur[1]."

Gerade mit Bezug auf solche naturalistischen Bestrebungen bei den Stürmern und Drängern — und Bürger darf man trotz seiner vorwiegend lyrischen Begabung mit einem gewissen Recht zu ihnen zählen — hat Fr. Gundolf, der auch Bürgers Auffassung von Shakespeare in das richtige Licht stellt, die treffende Bemerkung[2] gemacht: „Ein Irrtum, der den Begleiterscheinungen jedes Naturalismus zu Grunde liegt, ist: Sobald Natur das Losungswort wird, gilt die Schilderung der Wirklichkeit als Hauptaufgabe, und nur die großen Geister, die aus der Fülle ihrer Wirklichkeit empfangen und schaffen, denen infolgedessen äußere Natur und Wirklichkeit höchstens Anlässe und Mittel sind, hüten sich vor jenem Wahn . . ., die Wirklichkeit einzuschränken auf die vor Sinnen liegende Gegenwart, auf den Komplex der alltäglichen Zustände."

Aufs engste mit dem Naturalismus verschwistert ist so bei Bürger das Streben nach Popularität, nach Volkstümlichkeit. In ihr sieht er das „Siegel der Vollkommenheit", ein Ausdruck, dem man öfter bei ihm, z. B. im „Hohen Lied von der Einzigen" und in Briefen begegnet. Nach seiner Meinung mag die Lyrik, die nicht für das Volk ist, für Götter und Göttersöhne den erhabensten Wert haben, für das irdische Geschlecht habe sie jedoch nicht mehr Wert als der letzte Fixstern, dessen Licht aus tiefer, dunkler Ferne zu uns herflimmert.

Bürger hat uns nicht im Ungewissen darüber gelassen, wie man Volksdichter wird. Da heißt es im Herzensausguß über Volkspoesie: „Man lerne das Volk im ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das rechte Kaliber zu treffen. Alsdann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt. Das alles in Gewimmel und Aufruhr gesetzt! Vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt! Und die güldenen Pfeile abgeschossen! Traun, dann soll's anders gehen als es bisher gegangen ist. Wer's dahin bringt, dem verspreche ich, daß sein Gesang den verfeinerten Weisen ebensosehr als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche entzücken werde."

Schiller unterscheidet in seiner Rezension zwei Arten des Volksdichters, wie er unter Volk einmal das niedere Volk, den Pöbel, und dann die Volksgesamtheit, die Nation, versteht. Nur der Dichter, der sich an das gesamte Volk wendet, das niedere Volk zu sich emporzieht, indem er auf seinen sittlichen Charakter einwirkt, kann nach seiner Meinung den Namen eines wahren Volksdichters verdienen. Zweierlei ist für ihn notwendig, um das Ideal eines Volksdichters zu

[1] Briefe. Bd. II, S. 202.

[2] Fr. Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist. Berlin 1922. 6 Aufl. S. 253.

G.A. Bürger-Archiv

erreichen, „die glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplizität in Behandlung desselben". Die erste Forderung kann er nur erfüllen, wenn er ausschließlich Situationen und Empfindungen wählt, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Bürger hatte selbst das Gefühl, daß er nicht mit allen Gedichten auf den Ehrennamen eines Volksdichters Anspruch machen kann, wenn er mit einer gewissen Entschuldigung gesteht: „In meiner Nachtfeier, in dem hohen Liede und einigen andern regt sich freilich etwas alte Mythologie, die aber auch fast populär, oder sich doch mit wenigen Worten selbst einem Kinde erklären läßt[1]."

In der zweiten Forderung scheinen die beiden Dichter zusammen zu gehen, denn auch Bürger strebt in der Darstellung nach „Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen". Und doch stimmen beide nicht ganz miteinander überein. Das Streben nach Klarheit und Bestimmtheit, nach Zusammenklang der Gedanken und Bilder hindert Bürger nicht, aus der Mundart aufgegriffene Ausdrücke in seinen lyrischen Wortschatz aufzunehmen, weil sie ihm am eigentümlichsten und treffendsten erscheinen. Allerdings geht er dann auch wieder soweit zu behaupten, die pünktlichste grammatische Richtigkeit, der leichte, ungezwungene, wohlklingende Reim- und Versbau hätten neben den genannten Eigenschaften mehr zu seiner Volkstümlichkeit beigetragen als sein Hopp, Hopp, Hurre, Hurre, Huhu usw., als dieser oder jener Kraftausdruck, den er vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehascht[2].

Daß Schiller doch etwas mehr als höchste Simplizität in der Behandlung eines glücklich gewählten Stoffes von einem Volksdichter, der einen sehr hohen Rang verdient, tatsächlich verlangt, zeigt die Schilderung, die er von diesem entwirft: „Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er (der Volksdichter) dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinen und geistreichen Text unterlegen; er würde, indem er ihnen Ausdruck lieh, sich zum obersten Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausdruck noch auf den Lippen des Volkes veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen."

[1] Vorrede zur zweiten Ausgabe, abgedruckt in A. Sauers Ausgabe von Bürgers Gedichten in Kürschners Deutsch. Nat.-Literatur., S. 7. [2] Ebenda, S. 6.

G.A. Bürger-Archiv

Was in den letzten Sätzen über die Möglichkeit der Darstellung von Philosophie des Lebens, von Vernunftwahrheiten in dichterischer Form gesagt ist, gilt wohl mehr und fast ausschließlich von Schillers Gedankenlyrik als von der Volkspoesie überhaupt. Wir müssen Rudolf Lehmann durchaus beipflichten, wenn er in seiner „Deutschen Poetik" sagt[1]: „Philosophische Gedanken, Reflexionen und allgemeine Anschauungen sind an sich verstandesmäßig und bilden daher so wenig unmittelbar einen Gegenstand für die Lyrik wie die Ereignisse der äußeren Welt." Freilich gibt es auch Dichter — und Schiller gehört zu ihnen —, die eine Ausnahme von dieser Regel machen, und diese läßt auch Lehmann gelten, denn wo die Gedanken tief in der Persönlichkeit des Dichters wurzeln, wo sie für sein ganzes Seelenleben Bedeutung haben, da vermögen sie nicht minder starke Affekte auszulösen als jene Ereignisse des äußeren Lebens.

Obwohl der Begriff Volkspoesie weder von Schiller noch von Bürger — in einer seiner Umschreibungen versteht letzterer darunter eine Kunst, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden muß — in seinem genzen Umfang richtig erkannt und erfaßt wurde, denn dazu bedurfte es noch umfassender Sammlungen und eines tieferen Eindringens in die Geschichte der Volksdichtung, des Volksliedes, so ist doch nicht zu verkennen, daß Bürger trotz mancher Unklarheiten in seinen Ansichten, dem Wesen der Volkspoesie näher stand als Schiller. A. W. Schlegel hat darum wohl nicht Unrecht, wenn er Bürger zuruft: Den deutschen Volksgesang erschufst du wieder.

Liest man in Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage nach, was dieser vorzügliche Kenner und Herausgeber von Volksliedern über Volkspoesie sagt[2], dann wird man nicht im Zweifel sein, welcher von unsern beiden Dichtern den Namen eines Volksdichters verdient.

August Wilhelm Schlegel läßt hinsichtlich der Popularität Bürgers Streben nach Klarheit und Verständlichkeit gelten, meint aber, wenn man behaupten wolle, vollkommene Deutlichkeit sei das wesentlichste Erfordernis der Volkspoesie, so möchte man mit ihr ganz auf den Irrweg geraten. Alles verstehen, d. h. alles mit dem Verstande begreifen wollen, sei gewiß ein unpopuläres Begehren[3]. Als Beispiel führt er neben der Bibel die alten, besonders die katholischen Kirchenlieder an, die, voll der kühnsten Allegorie und Mystik, höchst populär waren und noch sind, während die neuen . . . vernünftig gemeinten und wasserklaren es ganz und gar nicht sind. Bürger scheint auch hier wieder Schillers Auffassung sehr nahe zu kommen, aber in einer Vor-

[1] R. Lehmann, Deutsche Poetik. München 1908. S. 133.

[2] Siehe Bd. 3, S. 11ff. Stuttgart 1866.

[3] A. W. v. Schlegel's sämtliche Werke, hrsg. von E. Böcking. Leipzig 1846. Bd. 8, S. 77f.

G.A. Bürger-Archiv

aussetzung, der des echten Geschmacks, gehen sie auseinander. „Wenn ein Gedicht, sagt Schiller, die Prüfung des echten Geschmacks aushält und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volkes zu leben, dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt."

Nicht immer blieb Bürger dem Ideal eines Volksdichters treu. Seit er im Umgang mit A. W. Schlegel sich mehr und mehr mit der italienischen Literatur und ihren Hauptvertretern Ariost, Tasso, Petrarca beschäftigte und diese täglich las, begann er großes Gewicht auf den Wohllaut, auf formale Schönheit und Korrektheit der Sprache zu legen. Zwischen der Abfassung der „Leonore" und dem „Hohen Lied der Einzigen" liegt, zeitlich und künstlerisch-ästhetisch genommen, eine tiefe Kluft. Freilich hat auch Boie in diesen Jahren immer wieder und unermüdlich auf sprachliche Korrektheit bei seinem Freund gedrungen, sein sprachliches Gewissen für Reinheit des Reims und des Rhythmus geschärft[1].

Dazu kamen die Übertragungen aus Homer, das wiederholte Überarbeiten und Feilen der Nachtfeier der Venus, von deren lateinischer Vorlage (Pervigilium Veneris) er vielfach wesentlich abgewichen ist, ferner Vorlesungen über Stilistik und Ästhetik, die er in Göttingen hielt. „Man merkt nirgends mehr, sagt Bürger einmal, was die Sprache vermag, als bei Übersetzungen." Sein unablässiges, oft peinliches Streben nach Korrektheit der Form, durch die er allmählich alle Mittel der Sprache in seine Hand bekam, brachten ihn Anfang 1789 so weit, daß er fast täglich in der italienischen Kunstform des Sonetts schwelgte und dichtete, so daß „alle seine Nerven bei der Lektüre der Italiener von himmelsüßen Tönen schwirrten". In der gleichen Zeit, als er von sich bekennt „Ihr werdet glauben, der selige Petrarca sei von den Toten auferstanden", nimmt sein hohes Lied Gestalt und Form an.

Mit Volksdichtung hat aber dieses Gedicht, hat „Lenardo und Blandine" oder „Europa" so wenig zu tun wie die Sonette, die nach Mollys Tod entstanden sind und denen auch Schiller nachrühmt, daß sie Muster in ihrer Art seien, die sich auf den Lippen des Deklamators in Gesang verwandeln.

Am deutlichsten werden Bürgers sonst unklare Ansichten vom Volksdichter, wenn wir hören, daß er ihn mit einem Schuhmacher vergleicht, der mit einer großen Anzahl zum Voraus gefertigter Schuhe zum Markte zieht und daß er auf der gleichen Seite den Homer, den größten Dichter aller Völker und Zeiten, wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangsstromes feiert, daß alle großen Dichter Volksdichter gewesen sind. Diese letzte Behauptung kann selbst A. W. Schlegel, der dem Dichter in jeder Weise Gerechtigkeit widerfahren läßt und ihn in einem besonderen Aufsatz in den

[1] A. W. v. Schlegel's sämtliche Werke. Bd. 8, S. 76.

G.A. Bürger-Archiv

„Charakteristiken und Kritiken" (1801) öfter gegen Schiller in Schutz nimmt, nicht ruhig hinnehmen, denn sie widerspreche geradezu der Geschichte. Für Schlegel sind Dante und Petrarca — letzterer ist für Bürger wie für I. M. R. Lenz ein Lieblingsdichter — so unpopulär wie möglich, bei Shakespeare und Cervantes bleibe der tiefe Sinn und die Unendlichkeit zarter Beziehungen gemeinen Lesern und Zuschauern verborgen[1].

Das Verdienst eines Volksdichters sieht Schiller nicht darin, jede Klasse mit irgend einem, ihr besonders genießbarem Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu tun. Nach dem Maßstab der Volkstümlichkeit gemessen, vermißt er in dem größten Teil der Bürgerschen Gedichte „den milden, sich immer gleichen, immer hellen männlichen Geist, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet."

Fassen wir das, was Schiller vom volkstümlichen Dichter verlangt, zusammen, dann werden wir mit Karl Berger zu dem Schlusse kommen: Das von ihm (Schiller) aufgestellte Ideal der Volkstümlichkeit ist das Leitmotiv seiner eigenen Lebensarbeit, aber es kann nicht uneingeschränkt gelten für einen Volksdichter von Bürgers Art, dem die Berührung mit bestimmten Volkskreisen und mit dem Kern des Volkstums selbst eine unversiegbare Quelle der Kraft und der Poesie erschließt[2].

Wir wollen nun nicht weiter auf die Vorwürfe eingehen, die Schiller an die soeben angeführte Bemerkung knüpft; wir wollen auch nicht Bürgers Muse gegen das starke Verdikt, das der strenge Kritiker (Berger spricht sogar von „parteiisch und lieblos") mit Rücksicht auf die Tatsache, daß die Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte, nicht nur in dem einen oder andern, sich findet, schlechthin in Schutz nehmen. Wir stellen nur fest, daß es für den Betroffenen eines starken Selbstvertrauens bedurfte, um unter der Wucht dieser stark persönlich gefärbten Anklagen nicht an seinem Beruf als Dichter völlig irre zu werden. Wie Keulenschläge mußte es den unglücklichen Bürger treffen, wenn er da las: „Rezensent muß gestehen, daß unter allen Bürgerischen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichsten aussteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährte." Und weiterhin: „Uns war die Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urteil abnötigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei, daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte."

[1] Siehe z. B. das Bekenntnis Bürgers: Briefe. Bd. I, S. 274.
[2] K. Berger, Schiller, München 1923. Bd. 2, S. 59.

G.A. Bürger-Archiv

Mit dem Wesen der wahren und echten Kunst hängt aufs engste Schillers Forderung nach Idealisierung des dargestellten Gegenstandes zusammen. Hier treffen wir wieder auf die schon einmal kurz gestreiften Gegensätze, die in der Geschichte der poetischen Literatur immer wieder zu tief gehenden Konflikten und Auseinandersetzungen geführt haben, die des Idealismus und des Realismus[1]. Wie wir sehen werden, ist Schillers Ansicht vom Beruf und der Aufgabe des Künstlers in seiner Auffassung von der Fähigkeit des Idealismus begründet. Dadurch daß der Künstler die innere Natur, das Vortreffliche seines Gegenstandes, wie Schiller sagt, von gröberen, wenigstens fremdartigen Beimischungen befreit, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen unterwirft, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhebt, idealisiert er. Er hebt in eine reineres Dasein, was bisher an irdische Unvollkommenheit gebunden war. Diese Tätigkeit wird für Schiller zum Kennzeichen eines echten Dichters. Die Idealisierung seines Gegenstandes, so lautet ungefähr sein Axiom, ist eine notwendige Operation des Dichters und ohne diese Veredelung hört er auf, seinen Namen zu verdienen. Die Versöhnung des Sinnlichen mit dem Übersinnlichen ist Aufgabe und Zweck der Kunst, bedeutet ihre eigentliche Vollendung.

„Schillers Ästhetik gefällt sich, wie Max Dessoir feststellt[2], ja lebt in Antithesen, in der Gegenüberstellung, Entgegensetzung zweier Welten. Körper und Geist, Trieb und Pflicht, Sinnlichkeit und Vernunft sind Feinde. Die Schönheit zwingt beide Mächte zu einem formalen Ausgleich, die künstlerische Formengebung überwindet den Widerstand des Geistigen gegen die Leiblichkeit. Auf diese Weise entsteht jene wundervolle Harmonie zwischen den streitenden Kräften des inneren Daseins, auf der alle Idealisierung und Schönheit beruht.“ Theoretisch mag wohl Bürger der Schillerschen Auffassung vom Idealisieren nicht so ganz fern gestanden haben. Das kann wenigstens eine Stelle des etwa 30 Jahre nach Bürgers Tod erschienenen „Lehrbuchs der Ästhetik“ zeigen, das dieser seinen Vorlesungen zugrunde legte, wo es heißt: „Es gibt gewisse Wahrheiten, die den Zweck des ästhetischen Werkes viel mehr hindern würden, als wenn man sie beobachten wollte, indem sie das Gefühl beleidigen. Nicht jede Beobachtung der Wahrheit ist erlaubt. Was sich nicht mit dem Geschmack und den guten Sitten verträgt, das ist verwerflich, es sei übrigens noch so wahr.“

Praktisch hat er sich jedoch um die von Schiller so sehr bei ihm vermißte Kunst des Idealisierens wenigstens in früheren Jahren wenig gekümmert. Daher der Vorwurf: „Außerdem daß uns seine (Bürgers) Muse einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen

[1] R. Lehmann spricht in seiner „Poetik“ von Naturalismus und Idealstil. Vgl. S. 202—207.

[2] M. Dessoir, Ästhetik u. allg. Kunstwissenschaft. Stuttgart 1906. S. [illegible]

G.A. Bürger-Archiv

scheint, daß ihm die Liebe selten etwas anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik als Ideale nennen.“ Das gelte nicht nur von seinen Jugendgedichten, die die Prüfung eines männlichen Geschmackes nicht aushielten, sondern auch den neuen, großenteils an Molly gerichteten Gedichten.

Schiller will das von Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie,“ Stück 89, für den Tragödiendichter aufgestellte Gesetz, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, noch weit mehr von dem lyrischen Dichter beobachtet wissen. Nun ist aber keine Dichtungsart so individuell und der Verallgemeinerung abhold wie gerade die lyrische. Nicht als ob das sogen. Gelegenheitsgedicht allein berechtigt und als Gipfelpunkt der lyrischen Kunst zu betrachten sei. Wie sehr das Individuelle ,wie sehr Empfindungen „einer ganz eigentümlichen Lage“ Gegenstand der Lyrik sein können, das sehen wir bei Goethe. Freilich hat auch er den Weg vom Naturalismus zum Idealstil zurückgelegt, wie wir am besten an den verschiedenen Fassungen des Liedes an den Mond beobachten könnnen.

Der Rezensent der Jenaer Literaturzeitung findet aber nicht nur tadelnswert, daß Bürger individuelle Empfindungen ohne die Verklärung durch die Kunst des Idealisierens schildert, sondern auch daß er sich von leidenschaftlichen Gemütsbewegungen — und oft ist es bei ihm eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermut, wie der Kritiker bemerkt — zu Gedichten anregen läßt. Bevor er mitten in der Herrschaft des Affekts anfange diesen wiederzugeben, hätte er damit beginnen müssen, erst sich selbst fremd zu werden, seine Leidenschaft aus einer milderen Ferne anzuschauen. Philipp Witkop kann der eindringlichen Mahnung Schillers: „Ein Dichter nehme sich ja in acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen,“ durchaus nicht zustimmen. Nein, meint er, gerade im Wirbel der Schmerzen, wenn die Wellen über ihm zusammenschlagen, wenn er (der Dichter) zu sinken droht, dann hebt er sich in der künstlerischen Gestaltung über seinen Zustand hinaus zum Unerschütterlichen, zum Ewigen in sich zurück. Schiller begreife nicht die tiefste Einheit des Lyrikers, in welcher der Augenblick der menschlichen und künstlerischen Befreiung zusammenfalle. „Der Lyriker, sagt Witkop, überwindet nicht zuerst seine inneren Unruhen und spricht sie dann aus, sondern indem er sie ausspricht, überwindet er sie; er läutert nicht zuerst seine Individualität und stellt sie dann dar, sondern indem er sie darstellt, läutert er sie[1].“

[1] Ph. Witkop, Die neuere deutsche Lyrik, Leipzig 1910, Bd. 1, S. 319f. Siehe dazu auch das für diese Darlegungen nicht unwichtige Buch von F. Strich, Deutsche Klassik und Romantik 2. Aufl. München 1924 S. 273

G.A. Bürger-Archiv

Es würde nur ein einseitiges und unvollständiges Bild ergeben, wollten wir nicht auch hervorheben, daß Schiller in seiner Rezension Bürgers Talent wiederholt hohe Anerkennung zollt. Manche übertriebene Härte und Schroffheit im Urteil zugegeben, können wir nicht finden, daß der Rezensent von Gehässigkeit erfüllt ist, von der W. von Wurzbach des öfteren in seiner Biographie Bürgers spricht[1]. Mag im einzelnen der Bürger in den Göttinger Jahren besonders nahestehende Schüler und Freund August Wilhelm Schlegel den angegriffenen Dichter, dessen „Vorläufige Antikritik und Anzeige" kaum den Versuch machte, die Vorwürfe und Mängel zu entkräften, liebevoller und wohlwollender beurteilen, so wird man, wie mit Recht bemerkt worden ist, nicht verkennen, daß Schillers Kritik trotz ihrer Strenge ein größeres Lob in sich schließt als es bei der Fülle der tadelnden Bemerkungen den Anschein hat.

Eugen Kühnemann meint: Man muß die Abhandlung nicht als Charakteristik Bürgers betrachten, als welche sie maßlos hart und ungerecht ist, sondern als ein Zeugnis der Schillerschen Entwicklung[2]. Dies hat Otto Pietsch in seiner Dissertation „Schiller als Kritiker" versucht, obwohl auch er gesteht, daß die an Bürger geübte Kritik vernichtend sei, nicht nur für seine bis dahin erschienenen Werke, sondern infolge der umfassenden kritischen Methode auch für seine gesamte noch in der Zukunft zu erwartende dichterische Wirksamkeit[3]. Er bezeichnet die Rezension geradezu als einen bedeutenden Fortschritt in Schillers kritisch-ästhetischer Entwicklung.

Wir wollen nicht weiter verfolgen, welche Wirkung die Rezension, die nach einer brieflichen Bemerkung Schillers in Weimar großes Aufsehen machte, auf Bürgers dichterisches Schaffen ausübte und wie der Federkrieg weiter geführt wurde. In der „Verteidigung des Rezensenten", die auf Bürgers „Antikritik" in derselben Nummer 46 des „Intelligenzblattes der Allg. Lit.-Zeitung" 1791 folgte, konnte Schiller, den Begriff des Idealisierens erneut klar umschreibend, feststellen, daß sein Gegner die von ihm aufgestellten Grundsätze nicht zu bestreiten gewagt habe. Der anonyme Kritiker, der auch jetzt sein Visier nicht lüftete, war seines Sieges so sicher, daß er auf die weiteren Anrempelungen Bürgers, welche dieser in seinem Musenalmanach fast bis zu seinem Tode (i. J. 1794) fortsetzte, nicht antworten mochte. Nur in einem Brief sprach Schiller darüber seine Entrüstung aus.

Goethe, der die Rezension so gut fand, daß er wünschte, selbst der Verfasser davon zu sein, und der „den trefflichen und in manchem Betracht einzigen Bürger" schätzte[4], widmete dem Verfasser der „mit

[1] W. von Wurzbach, G. A. Bürger, Leipzig 1900, S. 331f.
[2] E. Kühnemann, Schiller, 5. Aufl., München 1904, S. 336.
[3] O. Pietsch, a. a. O., S. 64.
[4] Goethe, Weimarer Soph.-Ausgabe I, Bd. 28, S. 204.

G.A. Bürger-Archiv

Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommenen Leonore" folgendes Xenion:

Ajax, Telamons Sohn! So mußtest du selbst nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Rezension.

Und Friedrich Schlegel meint sogar: „Bürgers Fall war auch ohne die Rezension gewiß."

G.A. Bürger-Archiv